

Erstes Kapitel. Familienditionen.

Das Wesen eines Vorwortes besteht darin, daß es nicht gelesen wird. Daher überläßt man es besser dem etwaigen Herausgeber, der es für nötig hält, den Lesern mitzuteilen, wann und wie das Buch entstanden ist, und was er davon hält. Im übrigen pflegt der Herausgeber allerhand zu berichtigen und ist besonders glücklich, wenn er dem Verfasser nachweisen kann, daß diesen die Erinnerung getäuscht hat. Bei Daten und Namen ist das sogar bisweilen von Wert. Die Autobiographien werden meist im Greisenalter verfaßt, und da tritt die ordnende und sichtigende Kraft des Gedächtnisses hervor, das selbst schon Darstellung ist. Es beseitigt das, was es für unwesentlich hält; es unterstreicht und unterdrückt. Die Versicherung, daß man in seiner Autobiographie nur reine Wahrheit gebe, ist im bestem Fall eine Selbsttäuschung. Auch die Zyniker, die wie Augustin oder Rousseau eigene Niederträchtigkeiten berichten, stilisieren. Nur tun sie es nach der Seite des Häßlichen hin, das zu allen Zeiten seine Liebhaber findet. Die Autobiographien der großen Politiker dienen dagegen meist dem Nachweise, daß sie immer recht gehabt haben. So schreiben Napoleon I., Bismarck, Trotzki, Erzberger, Stresemann, Bülow, Eckardstein und viele andere. Natürlich gibt es auch in der bewußten Entstellung noch viele Grade und Abstufungen. Den Tiefpunkt kann man etwa mit Hitler und Karl May bezeichnen. Bei ihnen ist die Dummheit noch größer als die Verlogenheit. In der dichterischen Abrundung der Selbstdarstellung hat Goethe das Menschenmögliche geleistet. Trotzdem aber empfinden wir die Art, wie er seine Liebeserlebnisse als die Hauptsache betrachtet, heute als Rokoko. Der unerschütterliche Ernst, mit dem Goethe sich immer wieder verliebt, sich beinahe bindet, verzweifelt losreißt und seine Erlebnisse in Gedichte verwandelt, kann kaum noch ernst genommen werden. Nun stellt man oft den Bildungsmenschen Goethe dem Erotiker gegenüber und betont, daß er der gebildetste Mensch seiner Zeit war. Dieses Ideal ist älter. Der Persönlichkeitsbegriff entstammt der Renaissance, der Zeit Petrarca's und Michelangelo's. Die letzten großen Vertreter dieses Ideals sind nach dem Italiener Goethe, Ibsen und Nietzsche gewesen. Da jede Autobiographie sich um ein Ich dreht, tritt eine Beeinflussung durch das Denken der Renaissance noch heute hervor; man richtet sich eben nach den großen Mustern. Zugleich aber steht man unter dem völlig entgegengesetzten Einfluß unserer Zeit und versucht nachzuweisen, daß man immer ein sozial empfindender Mensch gewesen ist. Sogar der Exkaiser Wilhelm II. hat das in seinen Memoiren von sich behauptet. Vermutlich wird eine späte Nachwelt beim Lesen dieser Partien ebenso den Kopf schütteln und lächeln, wie wir das heute tun, wenn uns Goethe von Gretchen und Käthchen, Lili und Lotte und vielen anderen erzählt.

Für wen schreibe ich? Für meine Familie. Meiner ganzen Veranlagung nach bin ich Optimist und Sanguiniker. Immer habe ich mein Leben für glücklich gehalten, auch dann, wenn andere mich darauf aufmerksam machten, daß es doch kein Vergnügen sei, eingesperrt oder ausgebombt oder abgesetzt zu werden. Wenn man sich einmal wirklich ärgert, wirkt das gewöhnlich sehr anregend auf den Appetit und die Raumlust. Da ich nach diesem Rezept sehr lange gelebt habe - ich bin schon 76 Jahre alt -, muß eine Schilderung meines Lebens meinen Nachkommen, also Sohn und Enkel Tord Riemann, anziehen, wenn ich nicht zu sehr in Altersreflexionen entgleise. Einige sind am Platze, vor dem Übermaß habe ich mich zu hüten. Hoffentlich glückt's. Das Buch, das ich jetzt schreiben will, habe ich vor 20 Jahren schon einmal geschrieben, aber meine Aufzeichnungen sind am 4. Dezember 1943 beim großen Luftangriff auf Leipzig sämtlich verbrannt, ebenso die ausführlichen Memoiren meiner Mutter. Alle Personen, bei denen ich mich nach dem erkundigen könnte,

was ich vergessen habe, sind tot. Der Einheitlichkeit wird das nicht schaden. Außerdem scheidet damit die Versuchung aus, die Jugendgeschichte ebenso ausführlich zu geben, wie das seit Goethe üblich war und durch Gorki noch üblicher geworden ist.

Die Vererbung war vor fünfzig Jahren in der Mode, heute ist sie so gut wie abgeschafft. Man bildet sich ein, aus jedem Menschen alles machen zu können. Man verdächtigt jeden Lehrer, der es wagt, von mangelnden Anlagen zu reden. Das war im achtzehnten Jahrhundert schon einmal Mode, aber da handelte es sich um den Kampf gegen Junker und Pfaffen. Die Junker gründeten ihre Ansprüche auf ihre Abstammung. Die Pfaffen redeten andauernd von der Erbsünde. Aufklärung und Liberalismus redeten daher unermüdlich dagegen. Rousseau erklärte kategorisch, daß es überhaupt keine angeborene Lasterhaftigkeit gebe. Die Romantiker dagegen machten mit einigem Erfolg die Aufklärung und den Liberalismus lächerlich und lenkten das Geltungsbedürfnis des Kleinbürgertums auf ganz verkehrte Bahnen. Schließlich entartete die Romantik zum Rassenhaß, den der alberne Hitler als einzigen Gedanken in seinem Hirn wuchern ließ, das im übrigen völlig leer war. Nun war im zweiten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts plötzlich alles wieder Erbanlage. Die Konsequenz ist, daß es heute zum fortschrittlichen Denken gehört, jede Erbanlage zu leugnen. Wenn ich den neuen Irrsinn mitmache, dürfte ich in diesen Aufzeichnungen kaum von meinen Eltern und ganz gewiß nicht von Großeltern und Urgroßeltern reden. Aber da ich in mir sehr häufig meinen mütterlichen Großvater, Konrad Bertelsmann, wiedergefunden habe, und da andererseits alle Verwandten und Bekannten in meinem dickköpfigen Enkel Tord Riemann mich wiederfinden wollen, kann ich diese Kette von fünf Generationen unmöglich für ein Hirngespinnst erklären. Wenn die Kette da ist, muß man sie kennen, um seine eigenen instinktiven Regungen richtig zu beurteilen. Also verlohnt es sich der Mühe, daß ich für meine Nachkommen niederschreibe, was ich von unseren Vorfahren weiß, und hinzufüge, was ich von mir selbst zu wissen glaube.

Die Riemanns scheinen aus Großenhain zu stammen, wo ein freiheitlicher Pastor geboren wurde, der zur Zeit Luthers sich an dessen unvollständigen Reformen beteiligte, namentlich in Nimbschen. Behindert wurde er dabei allerdings durch einen ewigen Streit über die Schankgerechtigkeit, *de coquina cerevisia* (wörtlich das Bierkochen); es war mit dem Hause verbunden, in dem er wohnte, und schien ihm mindestens zeitweise wichtiger als die reine Lehre Christi. Insofern sind hier schon Spuren von Vernunft in der Familie vorhanden.

Auf sicheren Boden kommen wir erst seit dem Jahre 1600. Da sind wenigstens die Stammbäume da, die ursprünglich meine Tante Marianne, geborene Schreiber, Gattin des Generals Otto Riemann, an Hand der Kirchenbücher hat aufstellen lassen, und die dann eine geborene Riemann aus dem Nordhäuser Zweige, verheiratet mit dem Leipziger Bürgermeister Roth, oder erst deren Tochter, die mit dem Komponisten Ambrosions verheiratet war, hat vervielfältigen lassen. Meine Stammbaumexemplare sind 1943 verbrannt; ob Frau Ambrosions, bei der man sie kaufen konnte, überhaupt noch lebt, weiß ich nicht. Die nächsten Ahnen hat meine Frau aber 1942 in den damals unter den Nazis erforderlichen Ahnenpaß Tords eingetragen und beglaubigen lassen, und dieser Paß ist 1943 beim Brande gerettet worden. Die Familie hat sich früh in einen Nordhäuser und einen Sondershäuser Zweig geteilt und beiden Städten Bürgermeister geliefert. Wir gehören zum Sondershäuser Zweig, der wiederum eng mit dem Rittergut Großmehlra zusammenhängt. Selbstverständlich findet sich auch in unserer Familie, wie in so vielen, die für das schwächliche Anlehnungsbedürfnis des deutschen Patriziats charakteristische Tradition, daß die Riemanns ursprünglich Adlige seien, aber aus unbekannter Ursache irgendwann einmal den Adel abgelegt hätten. Vielleicht hat zur Entstehung dieser Einbil-

dung das Familienwappen beigetragen, das aber ein ganz typisches bürgerliches Wappen ist; denn es zeigt einen Schembartläufer mit dem grünen Zweig in der Hand. In Schembart steckt nicht Schönbart, wie noch Goethe annahm, sondern schemen = Abbild, Maske. Wer sich bärtig maskiert, ist ein Schembart. Die Patrizier der deutschen Mächte waren stolz auf ihre Fastnachtsaufzüge, die mit einigem Prunk abgehalten wurden. Mein Vater sagte entsetzt, als ich ihn darauf aufmerksam machte: "Dann haben wir also in unserem Wappen einen Narren?" Ich habe ihn damit getröstet, daß es kein gewerbsmäßiger Narr ist, sondern ein reicher Bürger, der bei einer festlichen Gelegenheit den Narren spielt.

Eine zweite Tradition knüpft an die Tatsache an, daß neben Großmehra ein altes Freisassengut lag, auf dem im 19. Jh. ebenfalls ein Riemann saß. Man behauptete also, die sämtlichen Riemanns kämen daher, seien niemals Hörige gewesen, sondern bereits freie Leute zu einer Zeit, als die Hohenzollern, dieses Ministerialengeschlecht, noch Pferde anderer gestriegelt hätten. Aber die Namen auf = mann bedeuten entweder Vertreter von Gewerben, sind nomina activus wie Schmied, Böttcher oder Küfer. Oder sie bezeichnen gerade Hörige. In diesem Falle müßte in Rie der Name des Adligen stecken, dessen Hörige sie waren.

Kann in Rie ein Gewerbe enthalten sein? Darüber dachte ich nach und kam auf das altdeutsche re, nordisch hrae, das Aas, Leiche bedeutet. Der Ortsname Riestedt, der in Thüringen vorkommt, würde dann ein altes Schlachtfeld bezeichnen, auf dem einmal Leichenhaufen gelegen haben, und das ist in dieser besten aller Welten wohl überall einmal der Fall gewesen. Als die Tante Marianne meinte, der grüne Zweig bedeute wahrscheinlich den Besitz großer Waldungen, kam ich ihr mit meiner Ableitung dazwischen und führte aus: "Der Name Riemann wird von den Namenlexika gewöhnlich mit Richmann zusammengebracht und einfach als "reicher Mann" erklärt. Aber ich halte das nicht für richtig. Rie ist diphthongiertes Re. Also bedeutet der Name "Totengräber". Dazu stimmt es, daß es auch jüdische Familien Riemann gibt. Der eine ist der Totengräber vom Judenfriedhof, der andere der vom christlichen Friedhof. Wir stammen wahrscheinlich von den christlichen Totengräbern ab." Darauf schnitt mein Onkel, der ans Befehlen gewöhnt war, die Erörterung mit den Worten ab: "Das ist einfach Unsinn!" Tante Marianne, mit dem Mädchennamen Schreiber, brauchte ja nicht so lange über die Etymologie ihres Namens nachzudenken. Ihr Vater war allerdings kein Schreiber, sondern hatte ursprünglich eine ganz kleine Zichorienfabrik, legte sich dann auf die Runkelrübenverarbeitung, und konnte seiner Tochter eine Mitgift von 300 000 Mark mitgeben. Damit wäre wohl auch ein adliger Offizier zufrieden gewesen. Aber der Name Riemann ist zweifellos rein bürgerlich, und da er schon zur Reformationszeit bezeugt ist, müssen wir damit zufrieden sein. Da übrigens auch die Namensformen Rühmann und Rohmann vorkommen, kann man auch darauf verfallen, dahinter einen "Rohmanns" zu wittern, und da bekommen wir schließlich einen verschollenen Römer zum Ahnherrn, was aber im Rheinlande oder im Teutoburger Walde wahrscheinlicher wäre als in Thüringen. Wenn ich Freytags Romanreihe "Die Ahnen" las, habe ich immer an unsere Familienphantasien denken müssen. Freytag entwickelt eine ganz andere Mystik aus dem verbreiteten Namen "König". Es ist eine unangenehme Schwäche des Bürgertums, um jeden Preis blaues Blut in den Adern haben zu wollen. Dahinter steckt nur die Angst, mit den Proletariern verwechselt zu werden.

Ein Riemann, der Bürgermeister der freien Reichsstadt Nordhausen war, empfand deren von Napoleon verfügte Einverleibung in Preußen durch den Reichsdeputationsbeschluß 1803 als einen solchen Sturz von der Souveränitätshöhe, daß er vor Kummer starb. Unser mir längst bekanntes Familienwappen habe ich mit Weib und Kind 1932 noch im Nordhäuser Rathause bewundert. Inzwischen ist aber Nordhausen gänzlich von

Flugangriffen zerstört worden, und dabei werden wohl auch die Patrizierwappen des Ratssaales draufgegangen sein. Die Riemannstraße ist als Erinnerung an eine reaktionäre Familie beseitigt worden, während die nach meinem Vater Hugo Riemann benannten Straßen in Sondershausen, Wiesbaden und Leipzig noch da sind. Als ich eines abends in Leipzig mit der Elektrischen fuhr, rief der Schaffner: "Albertstraße". Ich verbesserte ihn: "Die heißt jetzt Riemannstraße." Darauf knurrte er unwillig: "Ach ja, jetzt heißt sie ja nach so 'nem Bonzen!" - "Nein", sagte ich, "die Straße heißt nach meinem Vater, und der war kein Bonze, sondern ein Gelehrter." - "Ach Sie können mich wohl verknacken!" sagte er. Es war nämlich schon elf Uhr abends, und da trieben öfters Betrunkene ihre Scherze mit den neuen Straßennamen. Die erste Riemannstraße war im Leipziger Westen die Spittastraße. Die Nazis, die mich gerade herausgeworfen hatten, entdeckten Spittas jüdische Großmutter, nahmen ihm daher seine Straße und nannten sie nach meinem Vater, der ein ebenso berühmter Musikgelehrter war wie Spitta. Daß ich irgend etwas mit ihm zu tun hatte, wußten sie vermutlich nicht. Sie wußten ja überhaupt allerhand nicht. Nach dem Zusammenbruch des Nazischwindels bekam natürlich Spitta seine Straße wieder, und da verfiel man für meinen Vater auf die bis heutige "König - Albertstraße", die aufs Konservatorium zulief. Daß mein Vater sich mit den Herren vom Leipziger Konservatorium gar nicht gut vertragen hatte, war nämlich inzwischen ebenfalls in Vergessenheit geraten. Ich gehörte damals als Leipziger Stadtverordneter zum Straßenbenennungsausschuß und tat nichts dagegen, weil es mich amüsierte, daß mein Vater lange nach seinem Tode nun doch noch ans Konservatorium kam, wenn auch nur als Straßenschild.

Mein 1800 in Nordhausen geborener Urgroßvater Martin Friedrich August Riemann war Theologe, kam aber durch seine Heirat mit der Schnapsbrennertochter Johanne Christiane Stolberg, die mit den adligen Stolberg nichts zu tun hat, in die glückliche Lage, Großmehlrä wieder zu kaufen. Der Vater dieser bürgerlichen Stolberg hatte während der französischen Besetzung unter Napoleon den Kommandanten im Hause und bewirtete ihn voller Stolz mit seinen Schnäpsen. Dabei trank er kräftig mit und goß regelmäßig sein Glas so voll, daß es überlief, worauf er: "Ach herrjeh!" rief. Schließlich schob ihm der Franzose sein Glas hin und befahl: "Machen Sie mir aber auch einmal ach herrjeh!" Diese Geschichte wurde bei uns jedesmal erzählt, wen jemand sein Glas oder seine Tasse zu voll goß. Als die Urgroßmutter mit ihrem Theologen auf Hochzeitsreise war, tranken sie beim ersten Mittagessen eine Flasche Hautes Santernes. Der süße weiße Bordeaux schmeckte ihr, vermutlich weil er etwas an die Liköre ihres Vaterhauses erinnerte. Sie verfügte daher: "Der Wein ist gut. Wir werden ihn täglich trinken." Dieses Programm hat sie dann sechzig Jahre lang durchgeführt, also allmählich einen ganzen See Hantes Santernes ausgetrunken. Als ich im ersten Weltkriege nach Brüssel kam, wo alle Welt diesen süßen Wein trinkt, habe ich ihrem Andenken sofort eine Flasche geweiht. Leider war das Mittagessen nicht entsprechend festlich; denn es war gerade fleischloser Tag, und man bekam nur allerhand undefinierbare Salate, die nicht zu starkem Wein passen. Die Urgroßmutter war noch mit achtzig eine sehr starke Esserin. Wenn sie allerdings zwei feste Stücke Aal zum Abendessen verzehrt hatte, klagte sie, daß sie darauf nicht gut schlafe. Sie war ungemein Geldstolz und ließ sich mit einem märchenhaften Goldschmuck um den Hals porträtieren. Wenn sie ihren ältesten Enkel, meinen Vater, auf dem Schoße hatte, pflegte sie im Nordhäuser Dialekt ein langes Gedicht zu rezitieren, das mit den schönen Versen schloß:

Jung', du mußt e' Brenner ware,

Da kannste recht im Gelle gemahre!

(Junge, du mußt Schnapsbrenner werden. Da kannst Du recht im Gelde wühlen!)

Mein Vater hat seine Laufbahn aber nicht nach diesem Rezept eingerichtet.

Die Mutter meines Vaters, Luise Kleemann, war die Tochter des Domänenpächters Johann Friedrich Wilhelm Kleemann, der 1795 in Ebeleben geboren wurde und weit über achtzig wurde, dabei immer rüstig blieb. Von seinen optimistischen Briefen, in denen er als ganz alter Mann behauptete, daß man sich auch als Greis bei vernünftiger Lebensführung sehr wohl fühlen könne, habe ich einen lange aufbewahrt, bis er beim Hausbrande 1943 zugrunde ging. Mit dem Historischen hat man damals wirklich tüchtig aufgeräumt! Wie selten trifft man heute Menschen, die von alten Zeiten reden, und wie wenig wissen sie davon! Meiner Meinung nach gehört es zur sicheren Lebensführung, daß man sich in eine lange und mannigfaltige Reihe eingeordnet fühlt. Vielleicht wird man dadurch zu tolerant gegenüber anderen Parteien und Weltanschauungen. Die jungen Menschen von heute sind es aber zu wenig. Wenn sie nur das Wort "früher" hören, rümpfen sie bereits die Nase. Ist der Glaube, daß mit ihnen die Welt erst anfängt, nicht ein Zeichen von Beschränktheit? Es ist auf dem Gebiete der Zeit dasselbe, was der engste Lokalpatriotismus auf dem des Raumes ist. Man kann nicht sagen: "Was außerhalb Leipzigs geschieht geht mich nichts an!" Also sollte man auch nicht sagen: "Was vor 1945 war geht mich nichts an!" Das sagen aber sehr viele und lassen sich durch nichts in diesem Wahne beirren. Es sind Eintagsfliegen, weiter nichts.